Batist vor allem die Einfachheit hervor. „Die Bluse kreuzt sich über zierlich gefältetem, mit hohlstichen gezeichnetem Westeneinsatz oder öffnet sich leicht über losem, mit Spitzchen besetzten Zuführungen, und ein niederarariger oder weicher Bandgürtel leitet zum Rock über, der traus in Falten beginnt und in breiten Säumen nach unten für seine Weite Halt gewinnt." Die modischen Faltenröcke mit ihrem glatten Hüftensatzel wahren die Schlanktheit der Gestalt, während sie, im Schreiten sich breitend, weitig die Glieder umspielen. Die feinsten weißen Wäschekleider werden in Tüll hergestellt. Von heiterer und vornehmer Eleganz ist etwa ein Tunikakleid aus Tüll mit Filetjacken am Blande bei Rock und boleroartiger Taille über hellblauseidener Schärpe.

Um dem Weiß einen kräftigen Gegenton zu geben, werden zu den weißen Kleidern kleine Faltjäckchen in braun, in blau, ja sogar in grün und in rot getragen. Ueber Cordel gereihte Streifen oder schmale Rüschen umranden diese kurzen Jäckchen, die durch angeschnittene Schärpen, deren Enden sich rückwärts knüpfen, in der Taille festgehalten werden. Seide bleibt für elegante Bedürfnisse nach wie vor der bevorzugte Stoff, und die Modefarben sind schwarz in Verbindung mit weiß und dunkelblau. Durch die Verkleinungen dieser Farben werden reizvolle Wirkungen erzielt. Es wird etwa ein weißer Hut blau unterfüttert oder blau verschleiert und über den Rand nicken blaue Phantasiefedern nach den Seiten. Oder es prägt sich ein schwarzbesetzter Seidenrand zu weißem Strohhute mit weißen Gardenien oder hellsteinem Tüll und Schleifen. Für das Nachmittagskleid werden dunkelblaue und schwarze Seide bevorzugt, und soweit für das Sommerliche Leben dieses Jahres etwa festliche Abendkleider in Betracht kommen, kehrt auch hier der Zusammenklang von Schwarz und Weiß wieder. Ueber einen Rock von weißer Moireeseide breitet sich z. B. schwarze Spitze als Tunika, während die angedörfige Taille sich aus schwarzem Tüll über weißem Schleierstoff zusammensetzt.

Der durchsichtige Sonnenschirm.

Unsere Großmütter haben Sonnenschirmchen gekannt, kleine, kokette Gebilde aus Seide, mit Spitzen und Rosetten verziert, mit einem zierlichen, elfenbeinernen Griff, die bei all dem nicht größer waren, als ein rechtschaffener Puppenteller. Wir haben Sonnenschirme gesehen, die sich wie das Dach einer chinesischen Pagode in allerlei bizarr geschweiften Linien aufstürmten. Das Neueste ist jetzt der durchsichtige Sommerschirm, der heuen scheint, den eleganten Damen von Newyork für diesen Sommer als Spielzeug zu dienen. Der alte Sonnenschirm, den man in allen möglichen Farben trug, hatte ja so mannigfache Nachteile. Er mußte, wenn der Anzug geschmackvoll sein sollte, mit dem Kleid irgendwie übereinstimmen. Aber nicht immer war das magische Licht, das das Gesicht der Trägerin dann färbte, ihrer Erscheinung günstig, und noch viel seltener war es gesund. Denn es ist eine bereits festgestellte Tatsache, daß unter Umständen die Färbung eines Sonnenschirms aus dem an sich in seiner Zusammensetzung harmlosen Sonnenlicht den schädlichen Strahlen allein Durchgang zu gewähren und die andern gerade abzuhalten fähig ist. Der neue durchsichtige Sonnenschirm hat dagegen den Vorteil, das Licht, so wie es ist, durchfallen zu lassen, aber schon grau, abgedämpft, ein poetisches „Mondscheinlicht" erzeugend. Er ist ganz aus einem besonders dazu geeigneten, dichten und doch durchsichtigen Gazetüll gemacht, und nur am Rande entlang mit einer koketten Umrahmung von Seide und künstlichen Blumen geschmückt; eine andere Form ist die eines hochgewölbten, achteckigen Seidenschirms, in dem oben eine Kuppel, eine Art „Oberlicht", aus dem neuen Schirmstoff eingelassen ist. Wer etwas auf sich hält, trägt natürlich zu diesem „Kokettier-Sonnenschirm", wie man ihn nennt, und nicht mit Unrecht, denn er scheint die Rolle übernehmen zu wollen, die der Fächer sonst spielte, einen Kokettier-Heut. Das ist eine Art Turban, zu dem ein Schleier aus demselben durchsichtigen Tüll gehört, der nur bis zur Nase oder bis zum Mund lose und glatt herabfällt. Man scheint also ein wenig Fatime und Sobzide aus Tausend und einer Nacht kopieren zu wollen.

Schmerzlose Geburten.

Seit einer Reihe von Jahren sind Chemiker und Chirurgen eifrig mit der Erfindung eines Mittels beschäftigt, das die schmerzhaften Wehen bei der Geburt beseitigen soll. Diese Versuche scheinen jetzt den Erfolg gekrönt worden zu sein. Amerikanische Fachzeitschriften bringen spaltenlange Artikel über das neue Mittel des bekannten französischen Chemikers Georges Paulin, dessen Erfindung ihm nunmehr nach langjährigen Versuchen angeblich gelungen ist. Es wird danach in Zukunft möglich sein, der Mutter bei dem Geburtsakt bedeutende körperliche Erleichterungen und seelische Beruhigung zu verschaffen. Die Betäubungsmittel, die man bis jetzt in diesen Fällen angewandt hat, wie Chloroform, Aether und Morphium sind insofern schädlich, als sie den Geburtsakt verlängern, indem sie zwar eine Linderung der Schmerzen herbeiführen, aber die motorischen Nerven, durch deren Mitwirkung die Geburt zustande kommt, bewegungsunfähig machen. Dagegen wirkt Paulins Mittel auf die Gefühlsnerven, ohne die Bewegungsnerven in ihrer Arbeit zu stören. Der französische Chemiker hat bei seinen Versuchen ein artfreies Morphium angewandt, das sogenannte „Morphine désintoxiquée". Mit diesem giftfreien Betäubungsmittel haben Paulin und sein Mitarbeiter Dr. Pierre Laurent Versuche an Tieren angestellt, die vollkommen zufriedenstellend verlaufen sind. Der bekannte Frauenarzt, Professor Ribemont-Dessaigne am Beanjon-Krankenhaus in Paris hat jetzt sogar eine junge Frau, die sich freiwillig dazu anbot, mit diesem neuen Morphium behandelt, und die Wirkung hat alle Erwartungen übertroffen. Während der Geburt sah die Mutter mit frohen Augen die Aerzte und die Krankenpflegerinnen an und sie fiel nur gelegentlich in einen leichten Halbschlummer. Dabei lächelte sie, wie bei einem angenehmen Traum, und man konnte sie leicht wieder ins volle Bewußtsein zurückrufen. Das Gericht von dem glücklichen Verlauf dieser Geburt verbreitete sich bald und innerhalb weniger Wochen konnte Professor Ribemont-Dessaigne nicht weniger als 112 Babys zum Leben verhelfen, ohne daß die Mütter dabei zu leiden hatten, wie bei den Kindern ließ das Mittel keine üblen Folgen zurück.

Eine russische Militärfliegerin.

Das russische Heer zählt unter seinen Militärfliegern auch einen Aviatiker weiblichen Geschlechts: Es ist die Fürstin Schakowsky, die die Erlaubnis erhalten hat, ohne mönnliche Verteidigung als Pilotin Militärdienst zu tun. Ueber die drei ersten Kriegsflüge, die sie ausgeführt hat, machte sie dem Berichterstatter eines Balkanblattes folgende Angaben: „Ich beobachtete mit großer Neugierde die kleinen Rauchwölchen der Schrapnells, die gegen unseren Apparat gefeuert wurden. Wenn diese Geschosse nahe bei unseren Obren platzten, konnte man freilich ein Schreckgefühl nicht unterdrücken. Manchmal durchschlugen die Splitter die Tragflächen des Flugzeugs, ohne glücklicherweise den Motor zu beschädigen. In gewisser Höhe ist das pfeifende Geräusch der Geschosse grundverschieden von dem, das man hört, wenn Schüsse nahe der Erde und in einer Schußrichtung, die dem Boden parallel ist, abgefeuert werden. Um dem feindlichen Feuer zu entgehen, stieg ich oft zu Höhen empor, in denen eine Kälte herrschte, daß das Benzin im Vergaser gefror. Nach wenigen Minuten, die mich Stunden dünkten, setzte der Motor aber wieder ein, und ich amtete erleichtert auf." — Die Russinnen scheinen überhaupt eine besondere Vorliebe für die Fliegerkunst zu haben. Schon wiederholt hat man von ansehnlichen Flugleistungen russischer Fliegerinnen gehört; einige von ihnen sind auch in Deutschland bekannt geworden, und man erinnert sich noch der russischen Fürstin, die vor einigen Jahren gemeinsam mit dem Flieger Abramowitsch bei einem Absturz den Tod fand.

Oesterreichische Aerztinnen als Militärärzte

sind in diesem Kriege mehrfach tätig. Mehrere üben ihr Amt unmittelbar hinter der Front bei Sanitätskolonnen aus. Einige andere leiten selbständig große Lazarette. In Lemberg war eine Polin Dr. Maria Poganowska Chefarzt eines Militärlazaretts, seit bei Besetzung Lembergs durch die Russen ist es nicht gelungen, Nachricht über ihr Schicksal zu erhalten. Einen sehr verantwortlichen Posten bekleidet Dr. Klara Reiniger, als Leiterin der bakteriologischen Abteilung der Quarantäne-Station Mährisch-Weißkirchen. Diese Station nimmt viele tausende der von dem nördlichen Kriegsschauplatz kommenden Soldaten, wie auch Flüchtlinge aus den besetzten Gebieten zur Beobachtung auf, so daß die Leiterin der bakteriologischen Abteilung eine äußerst wichtige Stellung bekleidet.

•

Zur ersten Militärärztin Preußens wurde in Berlin Frau Dr. med. Schüler-Heidmann ernannt. Frau Dr. Schüler arbeitet schon seit Monaten freiwillig als Assistentin im Barackenlazarett Tempelhof, wo sie auch weiterhin für ihr Fach „Orthopädie" mit dem Titel einer Militärärztin beim Garde du Corps tätig sein wird.

Der Scheidungsring.

Tut man der lieben Mitwelt durch Verlobungs- und Ehering kund und zu wissen, daß man sich für ewig gebunden" hat, warum soll man ihr auf dieselbe Weise nicht auch die Kenntnis davon vermitteln, daß der „ewige" Bund wieder vom Gesetze aufgelöst worden ist? Zum Ehering tritt also jetzt der Scheidungsring — wir brauchen wohl kaum besonders hervorzuheben, daß es Amerika ist, dem wir diese moderne Erfindung verdanken, Amerika, das klassische Land der Ehescheidungen und der Exzentrizitäten. Es ist eine kalifornische Dame, Mrs. Etta Stone Creely, die den genialen Gedanken des Scheidungsringes gehabt hat, und zwar wird dieser Ring am kleinen Finger getragen. Die neue Mode hat unter den zahlreichen Geschiedenen der Vereinigten Staaten alsbald eifrige Nachahmung gefunden — vielleicht auch aus dem Grunde, weil lebens- und heiratslustige geschiedene Damen auf diese Weise sehr deutlich zu verstehen geben können, daß sie zwar nicht „noch", wohl aber „wieder" zu haben sind. Da die Ehescheidung in den Vereinigten Staaten im Flor steht und manche Amerikanerin sich mehr als einmal dieser — Formalität unterzieht, so können die Goldschmiede mit der neuen Mode des Scheidungsringes ein gutes Geschäft machen.

Das Trauer-Tischgeschirr.

Ein amerikanischer Industrieller hatte vor einiger Zeit das Unglück einen lieben Oheim zu verlieren. So groß aber auch sein Leid hierüber war, so hinderte es ihn doch nicht, zu erwägen, ob der Todesfall sich nicht auch industriell ausnützen ließe. Und da kam er auf einen genialen Gedanken; wir tragen Trauerkleider — sollten wir da in unserem Schmerze um teure Dahingegangene nicht auch von Trauergeschirr speisen? Gedacht, getan! Der findige Mann ließ aus pennsylvanischer Kohle Trauergeschirr aus schwärzestem Schwarz herstellen, und als dieses dann in den Handel gebracht wurde, fand es bei dem amerikanischen Publikum alsbald großen Anklang. Wenn man amerikanischen Blättermeldungen glauben darf, so soll diese neue merkwürdige Industrie jetzt in großem Maßstabe organisiert werden, und in den wichtigeren Städten der Union sollen Verkaufsstellen des modernen Trauergeschirrs eingerichtet werden. Hoffentlich trägt dieser Erfolg dazu bei, daß der glückliche Erfinder sich über den Verlust des lieben Oheims tröstet.

Knackmandeln.

Lösung des Silberrätsels aus Nr. 24:

„Kapitalien" (Kap, Italien).

Richtige Lösungen gingen ein 27. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 30. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Frau El. Altenkirch, Franziska Lojewski, Paul Schola, Georg Knäusel, Elfe Peter, Fr. Golze, Walter Mittag, Elfe Reuhold, M. Jenzsch, Frau M. Kühnast, M. Haak, A. Schellenberg, Lotte Schirmann, M. Stadden, Ernst Elfe Lüders, Frau Sassfeld, Kurt Linke, H. Eggert, Artur Hartnuß, Frau Berta Rudolph;

von auswärts: Oskar Dietrich, Wernigerode, August Hänsler, Landsberg, Karl Beilecke, Dessau, Fr. H. Kittemann, Charlottenburg, Hedwig Hartung, Großweissand, H. Heergiesle, Görlitz.

Die Prämie:

Melodienkranz für das deutsche Haus

entfiel auf **Frau Berta Rudolph**, hier.

Homogramm.

1. Musikinstrument.
2. Feindliche Hauptstadt.
3. Vereinigung.

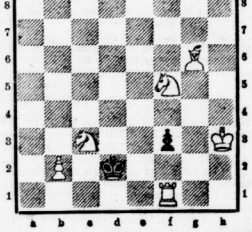
Die Buchstaben AA, JJJ, NNNN, OOO, PPPP, R, SS, UU sind nach dem Muster obiger Figur derart zu ordnen, daß die drei waagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden.

Prämie: Die Wunder des Himmels von L. v. Littrow.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von Bayersdorf.



Weiß. (6+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 23.

Vierzüger.

1. b4—b5, a5; 2. La1, a3; 3. Sd7. — 1. . . ., beliebig; 2. Lb4, Kd4!; 3. Se5!

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Buch, Halle a/S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 25 | **Halle a. S., Sonntag, den 20. Juni** | **1915**

Man muß in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen. — Der Gedanke des Todes hat dann nichts, was abschrecken oder ungewohnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwicklungsstufe in der Folge des Daseins an.

Wilh. v. Humboldt.

Die Orgel.

Von Hans Fr. Blunck (Hamburg).

Die Russen waren bei Krakau geschlagen, ihr linker Flügel völlig zersprengt. Kleine zerstreute Scharen versuchten vor den hart nachdrängenden Oesterreichern sich wieder nach Polen durchzuschlagen und strichen sengend nach Osten.

Peter Korstschikoff, der kleine, borstige Wachtmeister, und Stephan Ilov, der baumlange Schwadronsschmied, traten kurrend in die Kirche von Biscokla. Ein paar Gesellen hatten die Ausgänge besetzt. Der Schmied ging voran, wenngleich der andere der Führer der Versprengten war, aber Stephan Ilov mit seiner furchtbaren Axt war der beste Kämpe und war gewohnt, vor dem kleinen, kriegsklugen Wachtmeister einherzugehen wie ein Schildträger. Sie hatten schon unten im polnischen Dorf arg gehaust mit ihren Gesellen, und ihr Rock war rot befleckt. Aber wenn ihnen auch die Oesterreicher schon manch gute Beute abgenommen hatten, so wollten sie doch manches mitbringen zu Weib und Kind, und gerade die Kirche schien ihnen wohlgelegen dazu.

Mit schweren Schritten tappte Stephan Ilov mitten durch's Kirchenschiff, in dem das rote Gold der untergehenden Sonne lag, packte den Geistlichen, der ihm mit dem Kreuz in der Hand entgegentrat, und warf ihn mit einem Fluch zurück, daß der kreischend u. wimmernd zusammensank. Von Pfarrern und Litaneien hielten sie nun mal alle weniger als von ein paar handfesten Kaiserlich-Königlichen.

War auch ein Meßner in Biscokla, der mußte das Silberzeug verraten und die heiligen Gefäße der Kirche. Die packten Peter Korstschikoff's Dragoner zusammen und dann begannen sie Leuchter und Wandgeräte abzuhängen, abzubrechen und in Haufen zu werfen. Der lange Schmied aber stand auf der Kanzel, beschlügte und schrie und lachte schauerlich durch die Gewölbe, und der Wachtmeister, der einst Pope hatte werden wollen, aber der Schule entlaufen war, stand neben ihm, rief ihm klug und flüsterte ihm zu, wie es seine Art war, wenn bei großen Stimme seine Befehle wiedergab.

Der Schmied auf der Kanzel begann indes lauter und lauter zu schreien, als brächte es ihm Freude, seine Stimme hundertfach gellen zu hören, und Peter Korstschikoff stand hinter ihm und dachte stolz bei sich, daß wohl kein Choral gegen solchen Lärm anschreien könnte, und daß alle Kraft der Gotteshäuser nichts sei gegen die Stimme des Langen Schmieds. Stephan Ilov aber fühlte, als müßte er schreien, immer lauter schreien. Er hatte sein Leben lang, so rechtgläubig er war, gern die Popen verwiesen, war immer mit einer Scheu bei Kirchen vorübergelaufen. Nun, da er zum ersten Male ein Gotteshaus betrat, fühlte er so seltsam den Widerhall seiner Stimme, die dumpfe Luft und das Licht, das so feierlich durch die hohen Fenster fiel.

Jemand stieß den Altarschrank auf, daß die braunen, geschnitzten Figuren sich im zitternden Sonnenlicht zu bewegen, der Gekreuzigte sich am Kreuz zu winden schien. Stephan Ilov mußte an den polnischen Bauern denken, der sich so wacker gewehrt hatte, als sie bei ihm eindrangen, so daß er Kette sterben müssen. Scheu fuhr er über seinen Rock, der wohl rot besprengt sein mußte, riß ein altes Priesterkleid herab und hüllte sich darein, als dürfte der Gekreuzigte da unten das Blut nicht sehen, das ihn befleckte. Die Dragoner aber glaubten, er wollte des Rockes spotten, begannen ihm zuzuschreien, als sie ihn so sahen, grölten und lachten, da die Arbeit getan schien mit ungelenken Gliedern einen Schnapstanz vor der Kanzel an. Und einzelne holten Schnaps aus der Beute, ob's ihnen schon nicht erlaubt war, begannen zu johlen, zu trinken und zügellos zu werden. Peter Korstschikoff stieß den Schmied ängstlich an: „Wenn jetzt die Oesterreicher kämen. — Mein' fast, wir werden alle überrannt." Noch gestern waren ihnen die Alpenjäger auf den Hacken gewesen.

„Alles Weib —", knurrte der Lange, aber heimlich nahm er sich vor, einem Kampf draußen zu begegnen. Ihm war, als hätte er hier einen Feind im Rücken, als wäre seine Kraft lahm, wenn er die leere Halle hinter sich hatte. Unruhig dachte er an die Posten im Dorf, schämte sich seines Kleinmuts und mußte doch wieder und wieder mit dem weisenden Lichtschein zu dem Gekreuzigten hinüberschen. Bis er sich schwer erhob, nach einer Axt griff und sie in einen Wurf mitten in den Altarschrank schleuderte, daß die hölzernen Glieder und Köpfe nach allen Seiten splitterten.

Stephan Ilov setzte sich ruhiger, als wäre er um eine Last leichter, ließ sich einen Krug bringen und begann abseits der anderen mit Peter Korstschikoff zu trinken. Und bald begann er überlaut zu reden, ließ den gefangenen Bauernvogt kommen und spottete und drohte ihm, er werde das ganze Dorf in Brand stecken, schrie nach dem Priester und wollte Kurzweil haben. So tranken sie wohl eine Stunde lang, bis das Tageslicht schräg wurde und die Dämmerung sank.

Da erhob sich plötzlich ein Lärm und Geschrei, das näher und näher kam. Die Oesterreicher hatten die Vorposten angefallen, waren vorm im Dorf auf die eitlen, plündernden Feinde gestoßen. Die wehrten sich aber wacker, und nach kurzem Handgemenge fuhren beide Gegner auseinander, um Hilfe abzuwarten.

Die Sonne sank blutrot über den fernen Karpathen. Nebel stiegen auf und wallten um den verglimmenden Brand wie Rauch aus brennenden Essen. Hoch oben am Himmel aber, gerade über der Kirche, standen purpurrote Wölkchen, die sahen aus wie bunte Flügel, die mit unsichtbarer Last über die dämmernde Weite fuhren.

Peter Korstschikoff sammelte seine Scharen im Friedhof, der hoch im Ort lag. War zwar noch ein anderer Hügel, der unsern war und ihm auf dünkte, aber der Russe meinte, daß er gute Bürgschaft für den freien Abzug hätte, wenn er die Kirche des Ortes hielt.

Als die Dunkelheit kam, rückten die Oesterreicher zwischen den Höfen heran, also daß Peter Korstschikoff manch gute Wehr aufgeben mußte, um die Seinen nicht zu zerstreuen. Dafür ließ er aber auch manch hellen Feuerschein für seine Schützen aufflammen, wo immer er zurückging, bis das Landringsum und der Himmel taghell geworden waren unter den rotwirbelnden Armen der Flammen, die über den Höfen aufschlugen.

Aber zwischen den Feuern kamen die dunklen Gestalten der Oesterreicher und der erbitterten polnischen Bauern näher und näher, überholten wohl ein paar Russen und schienen von allen Seiten zahllos herzunahen. Da beriet Peter Korstschikoff mit Stephan Ilov in der Kirche, und sie beschlossen, die Friedhofsmauer zu halten, solange es möglich sei, und dann in die Kirche selbst sich zurückzuziehen.

Und während Peter Korstschikoff eilte, um die Leute zu verteilen, sah Stephan Ilov noch einmal unruhig in der dunklen Kirche auf, die mit ihren Bogen aussah wie ein Kranz dunkler Arme, die die verschlungenen Arme zum Himmel reckten. Durch die Fenster flatterte rot der Widerschein brennender Höfe und warf bunte Schatten an die Wand, die Stephan Ilov umtanzten wie blutrote Gespenster.

Hastig eilte der Russe hinaus. Da trat sein Fuß auf eine Holzkugel, und als er sie strauchelnd aufhob, war es der Kopf aus dem zersprungenen Altarschrank. Mit einem Fluch jagte er ins Freie, stolperte über die aufleuchtenden Grabmale und kam gerade recht, um mit den anderen auf die eindringenden Polen einzuhauen.

Die wollten nicht erst die Nacht abwarten, sondern ein kurzes Ende machen, und wenn die Russen über die Mauer hinüber auch noch so wacker schossen, an drei Stellen zugleich drangen die übermächtigen Bauern mit den Oesterreichern ein und versuchten den Feind zu zersprengen. Bis schließlich Peter Korstschikoff den Befehl gab, sich in der Kirche zu sammeln. Und sie gehorchten, als Letzter Stephan Ilov. Da stand nun die kleine Schar eine Weile fluchend und ingrimmig an den gebrochenen Türen und wartete auf den letzten Kampf. Aber sie sahen ins Feuer hinaus und auf die dunkel huschenden Feinde, denn keiner wagte in das bunt schattende Dunkel des Kirchinnern zu schauen, gerade als hauste dort eine furchtbare Gewalt, die sie nicht kannten und der sie dennoch nicht zu trotzen wagten.

Peter Korstschikoff aber befahl, Brände zurechtzulegen, auf daß die Kirche mit ihnen fiele, wenn es sein mußte, und als sich keiner der Knechte zurückwagte, da hielt er Stephan Ilov an, herzhaft zu sein und Fackeln zu legen. Der hätte bei Gott lieber die Bauern erwartet, aber da der Wachtmeister es sagte, auch keiner der anderen zurückging, nahm er all seinen Mut zusammen, brannte einen Scheit an und ging hinein.

Als er aber im Kirchinnern war, schien es fast, als wiche alle Kraft von ihm. Er war auf einmal ein Mensch, ein armseliger, nackter Mensch vor den Gewölben und Bogen, und Axt und Pallasch dünkten ihm so schwach und klein, wie er nimmer gewußt.

Als der Meßner, der sich hoch hinter der Orgel versteckt gehalten hatte, ihn kommen hörte, kroch er hervor, sah die Schar am Kirchentor und lappte auf seinen Bock zurück, schüttelnd vor Furcht. Und als er den Russen die Treppe hinaufstolpern hörte, da glaubte er sein letztes Stündlein gekommen, beschloß, christlich zu sterben, hub an zu singen, zu stottern und zu kreischen, und begann über die Tasten zu fahren.

Stephan Ilov stieg inzwischen die Stufen hinauf und rief alle Teufel der Hölle an, wenn er gnädig aus dem Gotteshaus wieder heraus wäre. Zum ersten Male hörte er sein Herz hoch schlagen, als spannte sich eine Faust darum und griff und zerrte daran. Ein Schauder, wie er noch nie gefühlt, überströmte ihn wieder und wieder. Er mußte an den Altar denken, den er zerbrochen hatte, an all die Bilder, die doch vielleicht ein Leben hatten und ihn

Gedenktage der Woche.

20. Juni 1849 * Der Lustspieldichter Franz von Schönthan in Wien († 1913).
1853 * Der Literarhistoriker Erich Schmidt in Jena († 1913).
1876 * Der Dichter u. Schriftsteller Georg Busse-Palma zu Lindenstadt i. Pos.

21. Juni 1819 * Der Komponist Jacques Offenbach in Köln († 1880).
1859 † Der Pädagog Friedrich Fröbel zu Marienthal i. Thür. (* 1782).
1862 * Der Dichter u. Erzähler Johannes Schlaf in Querfurt.

22. Juni 1767 * Der Staatsmann u. Gelehrte Wilhelm v. Humboldt in Potsdam († 1835).
1887 † Die Schriftstellerin Eugenie John (E. Marlitt) in Arnstadt (* 1825).

23. Juni 1800 * Die Böhmenschriftstellerin Charlotte Birch-Pfeiffer in Stuttgart († 1868).
1891 † Der Physiker Wilhelm Weber in Göttingen (* 1804).

24. Juni 1795 * Der Physiolog u. Anatom Ernst Heinrich Weber in Wittenberg († 1878).
1824 * Der Jurist Gottlieb Planck in Göttingen († 1910).
1838 * Der Nationalökonom Gustav von Schmoller in Heilbronn.
1866 Sieg der Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht über die Italiener bei Custoza.

25. Juni 1842 * Der Dichter Heinrich Seidel zu Berlin i. Mecklenburg († 1906).
1894 Der Präsident Frankreichs Sadi Carnot (* 1837) wird von Caserio in Lyon ermordet.

26. Juni 1841 * Der Architekt Paul Wallot, Erbauer des Reichstagsgebäudes zu Berlin, in Oppenheim a. Rh. († 1912).
1851 * Gottfried Schwab, Dichter des Flottenliedes, in Darmstadt († 1903).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191506205/fragment/page=0001

ringsum belauerten. Eine seltsame Erinnerung überkam ihn an eine Gestalt, die noch größer und stärker sein sollte, als er selbst. Er faßte die Axt fester, knurrte und sah sich um, als könnte jemand aus den Schatten steigen. Dann, als niemand kam, wollte er lachen und spotten, aber schließlich wäre es ihm lieber gewesen, den anderen vor sich zu sehen, als nicht zu wissen, wo er war. Unruhig horchte er auf seine Schritte und lauerte auf die klackenden Schatten.

Stephan Ilov blieb jäh stehen und horchte. Ihm war, als hätte jemand aufgeklöhnt, irgendwo. Hochauf reckte er sich, sah seine Gestalt riesenhaft im Bauernlicht und schaute trotzig auf zu den dunkel rieselnden Bogen.

Da begannen jäh die Wände zu dröhnen und das Gewölbe aufzuschreien, als berste es von oben bis unten. Und eine Stimme hub an in seltsamer, verzerrter Weise, so furchtzerrissen wie aus Todesqual, und die Orgel scholl auf mit wirbelnden Tönen und verschlungen donnernden Melodien, wie ein Sturm in den Segeln kreischt.

Der Russe warf die Arme hoch, sprang mit stolpernden, tollen Sätzen die Treppe hinab und stürzte zum Eingang. Da entriß er einem Schwerverwundeten die Axt, schwang sie hoch und schrie auf mit heiser, erstickender Stimme wie aus Todesnot, und dann noch einmal, als würde er erdrückt von einer furchtbaren Last: „Maria kommt!"

Er riß sich frei und brach wie ein Rasender den Oesterreichern entgegen. Und als die anderen ihn stürzen sahen und die Orgel hörten, da überwältigte es auch sie, und ohne auf Peter Kortschikoff den Riugen zu hören, stürzten sie Stephan Ilov nach wie ein Keil und brachen in die stutzenden Reihen der Bauern, die Wache hielten, — und dann gerade in die Kugeln der Alpenschützen.

Von der Kirche aber klang die Orgel dumpf und ungeduldig, dann klarer und durchdringender und schließlich wie ein eherner, frohlockender Jubelklang.

Der Todsucher.

Skizze von W. Johannes.

In der ganzen Gegend hieß der alte Bergbauer von Hochecl nicht anders als der „Todsucher". In seiner Jugend war er ein reicher Bauernsohn gewesen. Der schönste Hof, das schönste Mädel — alles war sein. Aber er verstand nicht, es zu halten, eins so wenig wie das andere. Das Mädel ging zuerst, damit fing's an. Er wurde bös und bitter auf die Menschen, raufte, wilderte, kam vors Gericht. Alles bröckelte um ihn her ab. Der Hof, den er vernachlässigte, wurde ihm versteigert. Es war, als ob der Teufel bei allem, was der Bauer tat, die Hand im Spiele hätte. Es blieb ihm nichts, als ein tief verbittertes Gemüt, ein Haß gegen alle und alles, der ihm Tag und Nacht an der Seele fraß. Mit dem letzten Geld, das er gerettet hatte, kaufte er hoch drohen im Gebirg eine verfallene Hütte, Hocheck, hieß sie, dort hauste er seit seinem vierzigsten Jahr als ein grimmiger Einsiedler, der sich und die Welt verfluchte. Eine Freude hatte er nur, wenn er hörte, daß es irgendwo recht schlecht herging, daß Not und Elend in dieser und jener Hütte hausten, und nur eine Sehnsucht kannte er, und diese Sehnsucht war, daß eines Tages der Tod käme und ihn herausführte aus der erbärmlichen Welt. Er suchte den Tod wirklich, tagelang kletterte er, oft im Sturm und Schnee, auf Bergwegen herum, wo jeder Schritt lebensgefährlich war, stieg Gemsenpfade hinan, bei deren Anblick andere Menschen schon der Schwindel ergriff. Er ist ein Narr — sagten die Leute, und alle Weiblein redeten heimlich davon, daß er mit dem Teufel im Bunde stehe. Alles probierte er — aber der Tod mochte ihn nicht.

Da stieg er an einem schönen Sommertag einmal von seiner Hütte talwärts, um im Dorf einiges einzukaufen. Schon aus der Ferne fiel's ihm auf, daß Fahnen wehten und Glocken läuteten. Als er in die Ortschaft kam, sah er aufgeregte Menschen in Gruppen beisammenstehen, und am Rathaus klebte ein großes Plakat: Mobilmachung. Der Krieg! Wie der Bergbauer wieder in seine Hütte gekommen war, das wußte er später nimmer. In seinem Kopf sah es ganz wüst aus. Nur ein Gedanke erfüllte ihn doch — Krieg war, Krieg! Da gab's für ihn einen geraden Weg aus diesem elenden Leben hinaus, und nicht das Schlechteste war's, daß er erst noch möglichst vielen anderen diesen Weg zeigen konnte. Er war ein alter Wilddieb, schon, wenn ihn einmal auch das schlimmste Raubwild, der Mensch, vors Korn kam.

Am anderen Tag war er in der Stadt. Josef Reinlacher — sagte er zum Bezirksfeldwebel — heiße er, sei dreiundsechzig Jahre und wolle mit ins Feld. Der Major sah eben dazu und lachte. Dreiundsechzig Jahre, nein, mein Lieber, das geht nicht. Da wurde Josef Reinlacher fuchteuselswild und drohte, er werde alles kurz und klein schlagen. Man sah ihm an, daß es kein Spaß war, die Faust krampfte sich vorheißungsvoll um seinen Stecken. Diese Sprache waren sie bisher auch bei den eifrigsten Vaterlandsverteidigern nicht gewöhnt. Sie redeten noch ein wenig hin und her, und dann sagten sie, der Reinlacher könne dableiben. Der Alte wurde also Soldat, und bald lag er mit jungen Leuten im Schützengraben, in Frankreich, vor dem Feind.

Ein Bursch aus der Heimat des Alten war beim Regiment, der konnte ihn und erzählte den anderen, was er von ihm wußte. „Der Todsucher" — so hieß Josef Reinlacher fortan auch beim Militär. Ein wenig spöttisch kam dieser Beiname heraus. Das Todsuchen — sagten die anderen — wird er wohl bald sein lassen, der alte Aufschneider. Er wird froh sein, wenn er seine Haut wieder heil in seine Berge zurückbringt. Aber nach Tagen schon hörten sie zu spotten auf. Dieser Mensch war kein Menommist, er suchte wirklich den Tod. Bald graute den anderen vor ihm. Er setzte sich dem schlimmsten feindlichen Feuer aus, wie etwa ein Kind, dem es Vergnügen macht, sich in den Platzregen zu stellen. Die Offiziere wehrten ihm das anfangs, aber sie gaben's bald auf, denn er wurde sofort grob, ohne daß er darauf sah, wen er gerade vor sich hatte. So zuckten sie die Achseln und ließen ihm seine Narrheit.

Er fand bald, daß es für einen Menschen seiner Art allerlei Geschäfte da draußen gab. Er vorsorgte die Kompagnie mit Essen, wenn sich keiner sonst hinauswagte, holte die Verwundeten aus dem ärgsten Feuer — ohne daß ihm etwas passierte. Der Tod nahm so viele, die mit jeder Zieder am Leben hingen, den alten Kerl, der ihn aus Menschenhaß und Lebensekel suchte, verschmähte er. Ganz allmählich keimte in dem alten Bergbauern ein neues Gefühl. Er fing an, stolz darauf zu werden, daß er alles wagte, wovor auch die Tapfersten sonst zurückschrickten. Er hörte so viele Worte des Lobes und des Dankes, so oft wurde ihm die Hand gedrückt, daß er langsam anfing, an der Richtigkeit seiner Weltanschauung zu zweifeln. Als ihm dann an einem Rasttag der Major selbst vor dem ganzen Bataillon das Eiserne Kreuz an den Waffenrock heftete und dazu hohe Worte der Anerkennung sprach, wurde es ihm ganz eigentümlich zumute.

Er fing an, ungänglicher zu werden, während er vorher jede Gesellschaft gemieden hatte. Wenn er einen Verwundeten aus dem Kugelregen holte, kam's ihm manchmal so vor, als tue er's nicht nur, um vielleicht selbst eine Kugel zu bekommen, auch nicht aus Bravour, sondern aus Mitleid mit dem armen Burschen, der da draußen auf der zerstampften Erde lag. Er konnte schon lächeln, wenn einer ihm mit leiser Stimme dankte, und einen Händedruck konnte er kräftig erwidern. Langsam dämmerte seinem schwerfälligen Denken die Erkenntnis, daß es da draußen im Feld noch etwas anderes gab als totschießen und totgeschossen werden, daß es Kameradschaft gab, Zusammenstehen, Hilfe in der Not. Was er hatte, teilte er mit den anderen, weil diese das ihre mit ihm teilten.

Sein altes, verbittertes Bauernherz fing an, aufzutauen. Er konnte lachen, wenn er hörte, daß die jungen Burschen ihn Vater Reinlacher nannten, und wenn einer „Großvater" zu ihm sagte, freute ihn das noch mehr. So sehr freute es ihn, daß er einmal unversehens den Kopf einzog, als eine Granate in seiner Nähe einschlug. Das war ihm noch nie passiert. Erschrocken blickte er sich um, ob es doch wohl niemand gesehen hätte. Fortan gab er Obacht, daß es ihm nicht wieder passierte. Er duckte den Kopf nicht mehr — aber das eine konnte er doch nicht verhindern, daß es ihm nicht mehr so darum zu tun war, den Tod zu suchen, hier, wo er so billig zu haben war. Vielleicht hatte er ihn in Wirklichkeit nie gesucht, sondern sich das nur eingebildet in seinem Groll. Jetzt fiel ihm ein, daß er doch noch allerlei zu besorgen hatte auf der Welt. Beim Einmarsch in Paris wollte er dabei sein, und wenn's wieder in die Heimat ging, da durfte er auch nicht fehlen. Und daheim, da wollte er wieder ein wenig lustig sein, wie er es vierzig Jahre lang nicht gewesen war, nachholen wollte er, was er versäumt hatte. Jetzt war ihm auf einmal unheimlich bei dem Gedanken, daß sich er wieder in der Hütte hoch droben hausen sollte, ganz allein, mit keinem Menschen ein Wort reden, das ganze Jahr, Sommer und Winter, kein Menschengesicht sehen. Das mußte auch anders werden. Alles mußte anders werden. Wenn er einen fand, der die Hütte kaufte, so konnte er herunterziehen ins Tal, ins Dorf.

Oft und gern malte er sich's aus, wie es dann sein würde, wenn er den Weg wiedergefunden hatte zu den Menschen, wenn er daheim saß, nach dem Krieg. Er dachte sieder einmal darüber nach, als es plötzlich dicht neben ihm furchtbaren Krach gab. Der Boden wankte ihm unter den Füßen, seine Hände griffen in die Luft und suchten vergebens nach einem Halt, dann schwanden ihm die Sinne.

Als Josef Reinlacher die Augen wieder öffnete, dämmerte der Abend. Der Alte lag auf einem Haufen Stroh, das man für ihn zusammengetragen hatte, und sah um sich freundliche, teilnehmende Gesichter. Er hörte Worte, die wie aus weiter Ferne an sein Ohr drangen, und deren Sinn und Zusammenhang er nicht verstand. Er war zu schwach dazu, aber er wußte, es waren gute Worte. Der Hauptmann hielt seine Hand, und jetzt strich er ihm mit der Linken über das Haar, wie man ein Kind zu liebkosen pflegt.

Der Alte blickte geradeaus mit einem verlorenen Blick, als wenn er etwas suche in weiter Ferne. Die Sonne war untergegangen, der Horizont flammte weit hinauf wie fließendes Gold. Auf einem Bäumchen am Grabenrand saß ein Star und schwätzte eifrig, als ob tiefer Friede sei. Schwarz und scharfumrissen zeichnete sich seine Silhouette vom goldenen Himmel ab. Der sterbende Bergbauer lächelte, als er den Star sah, und dann öffnete er die blutleeren Lippen — „Ist doch schön — die Welt!" — sagte er.

Dann schloß er die Augen, legte den Kopf zurück und war tot.

Der Querkopf.

Skizze von E. Fries.

Der Ton einer Hupe gellte aus unmittelbarer Nähe. In scharfer Fahrt sauste das Auto auf der gefrorenen Landstraße heran.

„Roland, hierher!"

Es klang wie ein Aufschrei, aber es kam zu spät. Die beiden Hunde hatten sich so ineinander verbissen, daß sie nichts sahen und hörten. Dr. Senden hatte scharf gebremst — an Ausbiegen war auf dem glatten Boden bei der rasenden Geschwindigkeit nicht zu denken — aber der Wagen kam erst zum Stehen, als er über die Hunde hinweggegangen war.

Der Arzt sprang heraus. Schwerfällig klapfte er mit steifgewordenen Gliedern auf den Gutsbesitzer zu, der sich nach seinem regungslos daliegenden Hunde bückte. Es war ein Setter, ein feines, rassereines Tier, und Dr. Senden wußte, wie stolz sein Herr auf ihn war. Der andere Hund trollte sich mit hängender Rute. Untmann Schulze-Lünen kniete hinter ihm her.

„Solch elendes Vieh bleibt natürlich heil und verschont!"

„Ist's denn mit Roland so schlimm?" fragte dieser.

„Schlimm? Aus ist's," schrie der Besitzer wütend. „Sehen Sie sich mir an, was Sie angerichtet haben!"

„Nun, nun, Sie tun gerade, als ob es mit Absicht geschehen sei", erwiderte der Doktor, indem er sich überzeugte, daß das schöne Tier wirklich tot war. „Es ist mir aufrichtig leid", fügte er mit einem warmen Klang in der Stimme hinzu. „Aber Sie müssen zugeben, daß ich rechtzeitig gebutet habe."

„Den Deiwel werde ich zugeben," antwortete der Amtmann grob. „Viel zu schnell sind Sie gefahren!" Was benutzen Sie nicht Wagen und Pferde, wie andere Menschen? Aber nein, das muß im Auto im Land herumrasen! Ich verklage Sie natürlich auf Schadenersatz — vorläufig Jahr sind mir tausend Mark für den Hund geboten worden!"

Trotz seines Aergers mußte der Doktor lächeln. „Das ist ein Liebhaberpreis! So viel würde sonst kein Mensch dafür gezahlt haben", sagte er.

„Sie sehen doch, daß mir der Hund noch mehr wert war," bekarrte der Landwirt. Unhöflich machte er kehrt und ließ den Arzt stehen.

Dem war die Sache sehr peinlich. Schulze-Lünen war als ein Mann bekannt, mit dem nicht gut Kirschen essen war. Schließlich, nachlassen konnte er ihm nicht. Er hatte sein Bedauern ausgesprochen, was sollte er mehr tun? Verstimmt suchte er den Kranken im nächsten Hause auf, aber er war nicht wie sonst bei der Sache. Der Gedanke an das fatale Erlebnis ließ ihn nicht los. Es war zu peinlich, daß er heute noch auf dem Gutshofe vorsprechen mußte — aber vielleicht war es auch gut so!

Er entschloß sich, jetzt gleich seinen Besuch bei der Mutter des Amtmanns zu machen. Die alte Dame hatte viel Einfluß und konnte dem Sohne gut zureden.

Ohne Umschweife stellte er der gütigen Frau sein Mißgeschick vor. Sie hörte still zu, dann sagte sie:

„Diese abscheulichen Autos! Ich habe die Dinger noch nie leiden können. Warum sind Sie auch so schnell gefahren?"

Dr. Senden biß sich auf die Lippen. Es verdroß ihn, auf dieselbe rückständige Ansicht wie bei dem Sohne zu stoßen. Er räusperte sich: „In anderthalb Stunden muß ich zu Hause sein. Es ist ein Transport Verwundeter gemeldet, da gibt es zu tun. Vorher muß ich in Torgow, in Parne und in Bleiig Kranke besuchen — mit dem Kutschwagen ist das bei jetzt gar nicht mehr zu machen —"

Die Tür wurde aufgerissen. Herr Schulze-Lünen trat geräuschvoll ein. „Sie sind hier?" rief er unfreundlich, als er den Arzt erkannte. Er drehte sich auf dem Fuße um und warf die Tür knallend hinter sich zu.

Dem Arzt stieg das Blut siedend in die Schläfen. Vor seinen Augen tanzten feurige Funken. Er mußte an sich halten, um kein heftiges Wort zu sagen. Aber er beherrschte sich. Er vermiedet sich vor der alten Dame. Sie hielt seine Hand fest und sagte begütigend:

„Nehmen Sie es meinem Sohne nicht übel. Er bing sehr an dem Tier. Und in ein paar Wochen, wenn Sie ihm den erstickenden Jungen in die Arme legen können, ist alles vergessen."

Senden antwortete nicht. Er schlug die Hacken zusammen und verließ das Zimmer.

In der Fülle von Arbeit, die in der nächsten Zeit auf ihn einstürmte, dachte er nicht viel an die beleidigende Art, wie er in Lünen behandelt worden war. Jedenfalls nicht so viel, wie er es sonst getan hätte. Denn er wußte zu gut, welche Kreffe eine Feindschaft mit dem einflußreichen Manne ziehen konnte. Erst als die Vorladung vor das Gericht kam, wurde die Sache wieder bremend. Sein Zorn war grenzenlos.

An dem Ort, in dem Dr. Senden wohnte, waren seit dem Kriege nur wenige Aerzte. Die meisten waren einberufen oder hatten sich freiwillig zur Verfügung gestellt. Dazu kam, daß die Stadt infolge ihrer günstigen Lage mit Verwundeten reich belegt war. Tag und Nacht fanden die Aerzte keine Ruhe.

Eines Abends, als Rolf Senden bei seinem sehr verspäteten Abendbrot saß, klingelte der Fernsprecher.

„Es geht schon wieder los," murrte er verdrießlich. „Ich sage, du wärst nicht da," erklärte seine Frau bereitwillig. „Du bist gestern nacht kaum ins Bett gekommen."

Schon läutete das Telephon Sturm.

„Erst höre, wer da ist," gebot er und strich sich eine frische Schnitte.

Die Verhandlung dauerte lang, und der Arzt konnte aus den Bruchstücken der Unterhandlung nicht klug werden. Endlich sagte Frau Helene:

„Komm doch mal her!"

„Was ist denn los?"

„Herr Schulze-Lünen will dich sprechen."

„Für den bin ich nicht zu haben!"

„Seine Frau hat Unglück gehabt und scheint schwer krank zu sein."

„Dann soll er sich den Kollegen Franke kommen lassen — Stille!"

Widerstrebend hängte Frau Senden den Hörer an, nachdem sie die ablehnende Antwort weitergegeben hatte. Sie wollte etwas zu ihrem Manne sagen, aber er herrschte sie an: „Kein Wort mehr davon!" Still setzte sie sich an den Tisch, aber es lag ein verdrießes Schweigen zwischen ihnen, denn auch er war verstimmt.

Das hätte ihm ja fehlen können, daß er das Haus noch einmal betrat, wo man ihn so behandelt hatte! Was dachte sich der Kerl überhaupt, sich noch an ihn zu wenden! Zimmer tiefer fraß er sich in seinen Groll.

Auf einmal schrillte wieder der Fernsprecher. Die junge Frau hatte das Zimmer verlassen, der Doktor mußte sich selbst bequemen. Es mußten wichtige Gründe sein, die ihn bewogen, gleich nachher das Haus zusammenzuklingeln. Frau Helene trat noch einmal aus dem Schlafzimmer. Da fuhr er sie an:

„Daß ihr Frauen auch gar keinen Unterschied zu machen wißt. Du mußtest mir doch sagen, daß Franke schon draußen in Lünen ist und keinen Rat mehr weiß!"

„Du vergißt, daß du dir jedes Wort verbaten!"

Himmel, was sollte man dagegen sein! Als ob sie sich sonst den Mund verbieten ließe!

Er rannte die Treppe hinunter und ließ die „Karre" fahren in einem Tempo, das schon bei Tage straffällig gewesen wäre. Heut würde Schulze-Lünen wohl nichts dabei finden, wenn ein paar Hunde ihr Leben lassen müßten!

Als Dr. Senden nach Lünen kam, lag die schöne junge Frau schon ohne Bewußtsein. Ihr Puls war nicht mehr zu spüren. Rasch und unsichtig traf Senden seine Anordnungen. Aber erst nach stundenlangen Bemühungen stellte sich der Erfolg ein. Als die Kranke in sanftem Schlummer lag, kam er auf.

„Nun kann ich gehen," sagte er draußen zu dem aufgeregten Gatten, „der Kollege bleibt hier."

„Jetzt kann er wohl nichts mehr verderben?" fragte der Amtmann bissig.

Der Arzt antwortete nichts darauf. Als er aber dann schon in der Tür stand, meinte er: „Was hätten Sie machen wollen, wenn ich eine halbe Stunde länger ausgeblieben wäre?"

„Ich hätte Sie verklagt," gab Schulze-Lünen prompt zurück.

„Wieder mal?" lachte Senden frostig, „diesmal vielleicht, weil ich zu langsam gefahren wäre!"

„Nein, weil Sie sich zuerst weigerten. Als Arzt sind Sie verpflichtet —"

„Sich alles gefallen zu lassen? Nee, wissen Sie —"

„Doktor, seien Sie friedlich. Verreisen Sie den Wisch vom Gericht, heut haben Sie alles gut gemacht!"

Der Arzt zuckte nur die Achsel und sprang in den Wagen.

„So ein Querkopf!" brummte er halb zornig, halb beschämt in sich hinein, während das Auto die Straße hinunterschnurrte.

Die Blumensprache.

Für abergläubische Leute gilt es als ausgemachte Sache, daß Blumen als Verkündinnen der Zukunft ebenso gute und verläßliche Dienste leisten, wie etwa der bei den Wahrsagerinnen so beliebte Kaffeesatz. Nur muß man bei Benutzung der Blumen zur Zukunftsdeutung die richtige Methode anwenden, die ein amerikanisches Blatt zu Nutz und Frommen mütiger und neugieriger Damen bekannt gibt.

In erster Reihe kommt es darauf an, eine Blume auszuwählen, während sie noch im Zustande der Knospe ist, und sie durch ein farbiges Bändchen kenntlich zu machen, damit sie später nicht mit einer anderen Blume verwechselt werden kann. Auch muß man sich sorgsam den Tag merken, an dem man die Blume ausgesucht hat. Jeder Tag hat nämlich eine besondere Bedeutung. Ist er ein Sonntag, so betrifft die Deutung Geldangelegenheiten. Ist er ein Montag, so bezieht sich die Deutung auf die Gesundheit. Der Dienstag weissagt Rechtsangelegenheiten; der Mittwoch: Handels- und Geschäftsdinge; der Donnerstag: religiöse Fragen. Der aus seinem reichem Knopp und zartem Tau, an dem Liebes-, Heirats- und Scheidungsangelegenheiten entschieden werden, ist der Freitag, und wer den Sonnabend für die Wahl der Verlobungsblume bestimmt, der bekommt Lösungen zu hören, die sich auf höhere geistige Probleme beziehen. Von dem Augenblick an, in dem man seine Wahl getroffen hat, muß die Blume Tag und Nacht sorgsam überwacht werden, damit man die Stunde der Entfaltung der Blüte nicht verpaßt. Dieser Augenblick tritt ein, wenn die Blütenblätter sich zu färben beginnen. Ist die Blüte entfaltet, so kann man an die Blume die Zukunftsfrage stellen. Die Antworten richten sich nach den Tagen der Blüte, die im Blumenorakel wechselnde Bedeutung haben: So bedeutet der Sonntag: Dein Wunsch wird in kurzer Zeit in Erfüllung gehen; alles sieht gut. Montag: Dein Wunsch wird wohl erfüllt werden, aber erst nach geduldigem Warten und bisweilen Kämpfen. Dienstag: Unglücklicherweise bleibt Dir die Erfüllung Deines Wunsches zurzeit versagt; aber hoffe immerhin; Dein Recht wird Dir noch werden. Mittwoch: Du mußt all Deine Wünsche und Gedanken noch fester auf das, was Du im Sinn hast, konzentrieren; das ist der einzige Weg, um zum Ziele zu kommen. Donnerstag: Ja, Du wirst zum Ziele kommen, aber Du wirst Dich mit Demut und Geduld wappnen müssen. Freitag: Je besser der Tag, desto besser Dein Vorhaben; Deine Hoffnung wird sich erfüllen, aber nur, wenn das Ideal zur Wirklichkeit wird. Sonnabend: Nur große Sorgfalt und viele Versuche können das, was Du im Sinne hast, erfüllen. Bei alledem muß man indessen auch der Stellung der Planeten Rechnung tragen, wenn man das Blumenorakel nicht falsch deuten will. Man sieht, einfach ist die Sache nicht.

Die Blumensprache ist uralt und hat ihre feststehenden Regeln und ihre gediegene Ueberlieferung. Die Methode der Deutung der Sprache gliedert sich in drei verschiedene Arten: Form, Farbe und Duft. Mystiker und Okkultisten haben stets die Rose zum Mittelpunkt ihres Kultes gemacht und sie deshalb auch in den Mittelpunkt des Kreuzes gestellt als Sinnbild des Unendlichen, das ihre rankenden Zweige verkörpern. Die Farben aller Blumen haben jede ihre besondere Bedeutung, die zu verstehen wichtig ist. Schwarz bedeutet Trauer, Bedauern, unbarmherziges Geheimnis; Weiß ist das Symbol der Reinheit, der Demut und Bescheidenheit. Purpurrot bezeichnet höchste Gewalt, Wissenschaft, Schönheit, Kunst. Blau die Seele, der Himmel, Vertrauen und Schutz. Gelb ist die Farbe der materiellen Macht, des Lebens, Glanz und Ehre. Rot bedeutet Kraft, Vertrauen, Liebe, Leidenschaft. Grün: Hoffnung, Jugend, Zukunft, Gedenken, Friede. Orange den Erfolg. Violet die Religion. Meine usw.

Außer jener Farbe haben alle Blumen noch ihre besondere Bezeichnung, die durch die Sprachregeln erklärt wird. So ist die Rose vor allem die Blume der Liebe. Sie hat seine andere Bedeutung, als das „Ich liebe Dich". Aber es gibt noch mannigfache Graduunterschiede in diesem Liebesbekenntnis. Die Rosenknospe ist z. B. die Verkörperung der aufkeimenden Liebe, die noch nicht zur Reife gelangte, während die halbreife Rose das Sinnbild der überschwenglichen Liebe darstellt. Einige andere Blumen in einem Bukett zu den Rosen binzu, so verändert sich ihre Bedeutung je nach der Bezeichnung der anderen Blumen. Besteht das Bukett ausschließlich aus Rosen verschiedener Farben, so heißt das „Ich liebe Dich aufrichtigen Herzens". Sind die Rosen alle nur im Zustande der Knospe, so lautet die Bezeichnung: „Ich liebe Dich innig". Besteht das Bukett aus einer Mischung von Knospen und voller Blüten-Rosen, so soll das ausdrücken: „Ich wünsche Dich noch mehr zu lieben". Sind Moosrosen dabei, so bedeutet das einen Stich ins Diskrete und Geheimnisvolle. Farben verleihen ferner die Grade von Beiwörtern, die den Sinn des „Ich liebe Dich" verändern und näher umbeuten. So hat die weiße Rose: „Ich liebe und achte Dich", die zartrote Rose bedeutet: „Zärtlich", die Teerose „Mit Leidenschaft"; die blaßrote Rose „Gläubend"; die feuerrote Rose „Leidenschaftlich"; die dunkelrote Rose „Dem Liebestrieb" und die gelbe Rose „Für immer". Nur diese spielerisch-kindliche „Blumensprache" ernst nimmt, und in den heutigen schweren Zeiten nichts Besseres zu tun hat, dem eröffnet sich in den bedeutenden Tagen der Rosen also ein artiger Zeitvertreib.

Li. Le. Lu.

Drei Mädelchen hab ich vom lieben Gott,
Drei liebe herzige Merie:
Lenore, Liselott und Liselott,
Und jede ist eine Perle.

Meine Mädelchen stricken und beten zu Haus
Und schicken mir Karten und Grüße
In das Feld nach dem Schützengraben heraus,
Liselott, Lenore, Luise.

Und denk ich im Schlachtgetümmel der drei,
Liselott, Luise und Lore,
So klingt mir trotz Donner und Schlachtgeschrei
Ihr fröhliches Lachen im Ohre.

W. Fastram
in der „Lilier Kriegszeitung".

Aus der Welt der Frau.

Die deutsche Sommermode.

Wer die deutsche Frauenmode dieses Sommers vorurteilslos betrachtet, der wird anerkennen müssen, daß die nun beinahe ein volles Jahr dauernde Unabhängigkeit der deutschen Mode von Paris ihr keineswegs zum Nachteil gereicht hat. Die Frauenmode dieses Sommers ist natürlich, anmutig, mannigfaltig, kleidsam und vornehm. Leichtigkeit herrscht allgemein vor. Die zarten Seidenstoffe sind leicht fließend, die Röcke der Mode zufolge weitend, der ganze Charakter der Mode zurückhaltender und bezeugt es im Vergleich.

Ein Sachkundiger berichtet im „Konfektionär" [illegible] Wasch- und Seidenkleider [illegible] reichem Knopf und zartem

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191506205/fragment/page=0002